Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 188. Bromberg, den 21. August. 1934.

Das heidnische Dorf.

Roman von **Konrad Beste.**

(21. Fortsetzung.)

VII.

Was nun Ferdinands, des Kutschers, eigene Angelegenheiten betraf, so wurde es ihm nach Pauls Eröffnungen über Lina noch schwerer, dem Drängen der Eltern zu widerstehen: er willigte ein, auf den zweiten Sonntag im April eine Fahrt nach Amelingen zu Wolpers zu unternehmen. Wie sollte er auch anders — der Vater pflegte mit Nachdruck auf die gerichtliche einstweilige Verfügung hinzuweisen, die der Magd Erna Köter eine hübsche Summe für die ersten Kosten ihrer Mutterschaft zusprach . . . Das war eine bittere Stunde auf dem Amtsgericht; Ferdinand konnte nicht leugnen, was Erna angab, er war der Vater ihres erwarteten Kindes.

Nun, das war nichts Ungewöhnliches unter Bauern. Es gab wohlhabende Hofbesitzer, die, ähnlich den Patriarchen des alten Testamentes, mehr als eine Magd zur Mutter eines Kindes gemacht hatten und die also ein hübsches Stück Geld hatten opfern müssen, diesen ihren Samen gedeihen zu lassen. Das war auch nicht gar zu schändlich, das war wie ein Ausgleich für die bedenklichen Folgen jener Bauernpolitik, die auf dem eigenen Hofe oft genug nur ein einziges Kind ins Leben gerufen hatte. Das hatte dann wieder das einzige Kind eines anderen Hofes gefreit, so daß in vielen Fällen ein kräftiges Bauerngeschlecht ausgestorben und in einer einzigen Hand zwei oder gar drei Höfe vereinigt worden waren, die mehreren Bauernfamilien Raum und Blühen gewährt haben würden. In den Kindern von Mägden und Häuslingstöchtern setzte sich also das daheim durch die Hofpolitik gezügelte kräftige Bauernblut oft zu blühendem Weiterleben durch, und vielleicht geschah es in dem unbewußten Gefühl für die geheime Bedeutung solchen Nachwuchses, daß man ihn nicht als Schande, sondern als einen mehr oder minder schmerzhaften wirtschaftlichen Aderlaß empfand . . .

Mit Köters Erna hatte Ferdinand noch eine letzte heftige Unterredung gehabt: es war ein Getuschel zu ihm gedrungen, wonach der flüchtige Franke der Vater ihres erwarteten Kindes sein sollte, und Ferdinand hatte sie dieserhalb zur Rede gestellt. Aber sie verbat sich derlei beleidigende Unterstellungen, beteuerte entrüstet, daß es ihr niemals hätte einfallen können, einem fremden Landstreicher etwas zu gewähren, der, ohne die Kost für die letzte Woche zu begleichen, bei Nacht und Nebel geflüchtet sei . . . Mit kühlen Worten gab sie Ferdinand anheim, den Flüchtling als vermutlichen Vater ihres Kindes namhaft zu machen, falls er wirklich den gemeinen Versuch wagen wolle, sich seinen Verpflichtungen gegenüber einem armen Mädchen zu entziehen . . .

Ferdinand sah das Unmögliche ein, den Fremden wirksam heranzuziehen, er sah aber, als sichere Folge solcher Versuche, sich selber die lächerliche Rolle einer ungewissen Vaterschaft zudiktieren — so zwang er sich lieber dazu, den Beteuerungen Ernas Glauben zu schenken und seine Pflicht zu erfüllen in dem Bewußtsein, für sein eigenes Kind zu sorgen. Köters Erna hatte in Aussicht gestellt, daß sie gegen eine einmalige Abfindung von fünfzehnhundert Talern nach der Geburt des Kindes auf alle weiteren Ansprüche verzichten würde. Nun — auch diese Last würde ja wohl durch eine passige Heirat bald abgestoßen werden können . . .

Vollmors Frau bestätigte nachdrücklich die guten Aussichten des angehenden Freiers. Er besuchte sie nach jener Unterredung mit Erna, die ihn hatte erkennen lassen, wie notwendig die neue Freite war, es lag ein Druck auf seinem Herzen, und diesen Druck konnte niemand so gut begreifen und etwas beheben wie die mütterliche Freundin.

Die mütterliche Freundin sprach in warmen Worten von der neuen Auserwählten:

„Wolpers Marie ist ein fleißiges, tüchtiges Mädchen, das ist gewiß. Sie ist nicht schön von Angesicht, sie ist bei Lichte besehen lange nicht so hübsch wie Lina . . . das soll wohl sein . . .“

Sie verstummte und hörte das leise, hastige Atmen des Freundes. Sie sah, wie er den Kopf zur Seite wandte, sie wartete, ob er etwas sagen würde — aber er war hilflos und schwieg.

„Nein . . .“, fuhr sie fort, „eine Lina ist es nicht . . . Aber es ist ja nun so mit dir gekommen, daß du eine reiche Frau haben mußt. Nicht, daß dich meine Hypothek zu drücken brauchte, bewahre Gott, Ferdinand — du würdest von niemandem so billiges Geld wieder kriegen wie von mir. Aber du mußt ja auch deinen Bruder abfinden, ich glaube, er möchte das bald regeln lassen, weil nun das ganze Anwesen sich sehr verändert . . . Und das Altenteil muß schließlich auch sicher gestellt werden . . . Vor allem aber hast du ja nun noch eine andere Last auf dich nehmen müssen, wie ich gehört habe . . .“

Er kratzte mit seinen harten Nägeln die Tischdecke und zuckte mit den Achseln . . .

„Na ja . . .“, fuhr sie fort, „das ist nun mal so, du hast junges Blut und das Mädchen auch . . . Das wird dein Hof schon aushalten. Die Hauptsache ist, daß Wolpers Marie keinen Anstoß daran nimmt. Am besten ist es, wenn sie überhaupt von der ganzen Sache nichts erfährt, die Leute sagen, sie wäre ein bißchen etepetete . . . Sonst, gefallen wirst du ihr schon, das ist gewiß . . .“

Es schien auch wirklich so, als ob Wolpers Mariechen Gefallen an Ferdinand fände. Sie war auch gar nicht übermäßig etepetete, sondern ganz munter und freundlich von Wesen, als die Kleindahler Fuhre eintraf und von dem stattlichen langen Burschen im höchst eleganten Bogen vor dem Dälentor ihres väterlichen Hofes zum Stehen gebracht wurde. Ferdinand bewies einen wunderbaren Schwung im Vorfahren, und wie er dann mit einem kraftvollen Ruck die Braunen anhielt — das war schon eine Lust zu sehen . . .

Es war nun freilich keine Lust, Wolpers Mariechen zu sehen, darüber war sich Ferdinand sofort im Klaren. Sie

hatte brandrote Haare, wie man sie in der nördlichen Heide und bei den Friesen häufiger findet als im Süden des Landes — aber hierher hatten sie sich nun doch einmal verirrt, diese flammenden Haare, gegen welche Ernas Schopf nur ein mattes Dämmern zu nennen war. Doch „scheeläugig" — nein, das war eine Übertreibung, wie Ferdinand sich, tröstlicherweise, ebenfalls sogleich sagte . . . Er konnte vielmehr nur einen gewissen Selbständigkeitsdrang des linken Auges feststellen: sie blickte mit dem rechten Auge ganz schicklich geradeaus, und nur das linke wollte nicht so recht mithalten, sondern setzte sich nach einigen Irrfahrten auf der rechten Schulter des Freiers fest. Wenn sie einen Menschen aber nicht ansah, so standen ihre beiden Augen vollkomen richtig und ruhig da.

Übrigens war sie nicht garstig von Gestalt, sie nannte sogar einen prächtig entwickelten Busen ihr eigen, was bei zehntausend Talern nicht einmal unbedingt vonnöten gewesen wäre.

Sie stand neben Wolpers Schorse, ihrem Vater, einem stattlichen Fünfziger, der gleich herbeieilte, Cordes Vater und Mutter zu begrüßen. Denn auch Cordes Vater war mitgekommen, er hatte seit einigen Tagen den Lehnstuhl verlassen, und der milde Apriltag hatte ihm Mut gemacht, diese Fahrt zu unternehmen, von der er so viel für das Wohl seines Hofes erhoffte.

„Kommet inne, Cordes Vater und Mutter . . .", sagte der dicke Wolpers behaglich lachend, er streckte beide Hände aus, dem gebrechlichen Gaste zu helfen, und dann kamen auch die Hände der jungen Marie — beide wollten dem Cordes Vater helfen. Und siehe, wie er das Glück und die Wohlfahrt seines Hofes so winken und ihm dargereicht sah von vier Händen, da ging ein lange verblichenes Leuchten in seinem Gesicht wieder auf, und die Mutter sah, wie es feucht in seinen Augenwinkeln wurde. Aber sein harter Handrücken fuhr gleich über's Gesicht und er klagte, daß er in Schweiß gekommen sei, so dick und so warm habe die sorgliche Mutter ihn auf dem Wagen eingepackt gehabt . . .

Auch Ferdinand sah diesen Schimmer im Auge des Vaters und er wurde bewegt im Innern. Er wandte sich daher gleich Wolpers Marie zu, die ihn nun, da er ihr gerade ins Gesicht blickte, auf's neue mit den Irrfahrten ihres linken Auges überraschte. Dieses Mal schien es ihm, als ob es seine Stiefelsohlen auf den Grad ihres Verschleißes untersuchen wolle . . . Aber das focht ihn nicht an, er war aufrichtig gesonnen, ihre Huld zu gewinnen, zumal er den Vater eben so gerührt gesehen . . . So scherzte er denn geschwind mit Mariechen, während er mit ihr hinter den Alten die kühle, dämmernde Däle durchschritt. Mariechen hatte schon einmal den einen Vorzug, daß sie nicht hochdeutsch sprach wie ehedem Vollmoors Sophie, sondern ihm munter in plattdeutschen Lauten Bescheid gab. Da waren nämlich linkerhand auf der Däle gleich die Kuhställe, und es gab sich von selbst, daß die beiden hineinblickten, während die Alten schon über die Schwelle des anschließenden Hausflurs traten.

Er fragte Mariechen, wieviel Kühe sie hätten.

Sie hatten fünfzehn Kühe . . .

Und wieviel Bullen . . .?

Sie hatten einen ganzen Bullen.

Er machte ein ernstes, vorwurfsvolles Gesicht: Wie — wie . . .? Einen einzigen Bullen für fünfzehn Kühe . . .? Da war es aber wirklich Zeit, daß einmal ein Christenmensch in dieses Haus kam und für Ordnung sorgte! Diese heidnische Vielweiberei mußte ja schleunigst beseitigt werden — bei ihnen in Kleindahle hatte eine jede Kuh ihren eigenen Mann . . .!

Sie lachte und blickte nunmehr auch mit dem linken Auge beinahe in sein Gesicht, so gut gefiel er ihr . . . Er sah aber lieber gleich fort und nahm die Gelegenheit wahr, die Kühe zu mustern. Es waren schöne, gut gepflegte Tiere, das sah er. Der Kuhstall mußte Geld einbringen! Aber natürlich, eine Selbsttränkeanlage hatten sie hier noch nicht — so eine, wie er sie als erster in Kleindahle demnächst einrichten würde. So weit waren Wolpers noch nicht . . .

Er konnte es sich nicht versagen, darauf hinzuweisen, daß er bei der im Gang befindlichen Neueinrichtung seines Gehöftes diese glänzende technische Errungenschaft mit verwerten werde.

„Selbsttränke . . .?" sagte sie wegwerfend . . . Ach, das war ja bald schon wieder aus der Mode . . . Der Oberschweizer von der Domäne Mörsingen hatte damit schon längst gründlich aufgeräumt, denn die dummen Viecher konnten mit der Selbstbedienung nicht fertig werden . . . Es hatte sich herausgestellt, daß zahlreiche Fälle von Verkalben auf das Fressen des vermanschten Futterkrams zurückzuführen waren, das sich in den kleinen Einzelsaufbecken immer zu bilden pflegte . . . Selbsttränke, das war nun auch so etwas, was die Vertreter gewissen neuerungssüchtigen Bauern andrehten als letzten technischen Fortschritt!

Ferdinand erschrak, er dachte daran, daß er vor wenigen Tagen mit einer Hannoverschen Firma über die Installierung einer Selbsttränkeanlage abgeschlossen hatte. Er sagte zwar mit kurzen, markigen Worten:

„Bei mir wird die Sache klappen! Das sollt Ihr bald zu sehen kriegen!" Aber er war doch schon ganz von dem Verlangen beherrscht, zu erforschen, womit er Mariechen anders und wirksamer imponieren könne.

Allerdings meinte er leichthin nach einer kleinen Pause, allerdings spielten ja in seinem Betriebe Landwirtschaft und Viehzucht nicht die Hauptrolle . . . Sie hatten ja die große Gastwirtschaft, sie bauten neu, bekamen ein komfortables Haus für die Beherbergung von Sommerfremden, ein Haus mit Wasserleitung und Badezimmer, mit Veranda und Kegelbahn . . . Er erging sich in eingehender Schilderung des Werdenden, und sie hörte aufmerksam zu.

„Donnerwetter . . .", sagte sie, „das muß aber ein Etablissemang werden!"

„Na — das wird vielleicht ein Etablissemang . . ."

Das Wort „Etablissemang" gefiel ihm gut in ihrem Munde.

„Kommt denn auch eine Tanzdiele bei eurem Etablissemang", fragte sie, „so eine, wie Olfermanns Christel im „Heideblick" hat?"

Er stutzte — dann sagte er geschwind:

„Natürlich, eine Tanzdiele kommt auch, das hatte ich nur vergessen. Das ist doch selbstverständlich, die gehört zu solchem Etablissemang zu."

Beim Kaffeetrinken im großen Eßzimmer zu ebener Erde ging es dann lustig zu. Die Stube war wunderhübsch eingerichtet, da mußte einem das Herz im Leibe lachen! Sie erstrahlte im Glanz einer nagelneuen Einrichtung aus schwarzer Eiche, es stand auch ein Klavier in der Ecke, denn Mariechen hatte beim Lehrer des Ortes Unterricht in der Bedienung eines solchen Instrumentes genossen, was immerhin kein Schade für eine Wirtsfrau war, wie Ferdinand sich sagte . . . Ja, daß die Leute Geld hereingekriegt hatten, das sah und das roch man: das Kaffegeschirr war neu, der Teppich auf dem frisch gebohnerten Fußboden war neu, die Tapeten an den Wänden waren neu, die Vorhänge waren neu . . . Ach, so eine neue Einrichtung, das war just das rechte, um einen an nichts zu erinnern, an keine Stube des alten, abgebrannten Hauses, an keines der alten Möbelstücke, an keine Stunde der Begegnungen mit ihr, mit Lina . . .

Da war wieder der Gedanke, dem Ferdinand gewaltsam ausweichen mußte, wenn er dieses Haus so lustig verlassen wollte, wie er es betreten hatte . . . Er zwang ihn hinunter, diesen Gedanken, er kniff die Augen kurz zu, und es hätte nicht viel gefehlt, so hätte er sich auch noch die Ohren zugehalten mit beiden Zeigefingern — das war eine Bewegung, die er sich letzthin angewöhnt hatte, wenn er allein war und sich mancher Gedanken erwehren mußte . . .

Er war auffallend vergnügt beim Kaffeetrinken, er machte mit seinen Witzen selbst den Vater lachen, die Mutter blickte ihn verklärt an und mit weicheren Augen, Wolpers Vater lachte zufrieden über den aufgeweckten Burschen und Mariechen schien eitel Wohlgefallen zu empfinden an seinem munteren Wesen. Er erzählte viel von seinem Neubau und von den geplanten Einrichtungen und betonte nachdrücklich, wie notwendig es sei, dem gesteigerten Fremdenverkehr durch neuzeitliche Gaststätten zu dienen. Der Autoverkehr durch Kleindahle nämlich war im letzten Halbjahr ganz kolossal gestiegen, er wußte zufällig genau, um wieviel — na, was meinte man wohl, um wieviel . . .? Niemand wußte es, aber alle blickten ihn erwartungsvoll an. Ferdinand zögerte eine bedeutungsvolle Weile, dann sagte er mit erhobener Stimme: um fünfundsiebzig komma drei Prozent war der Autoverkehr gestiegen!

(Fortsetzung folgt.)

Der Stößer.

Skizze von Otto Boris.

Friedrich Klein setzte den Pflug an einer Hügelkuppe ab, aus deren dunklem Föhrengeäst das Gekrächze unzähliger Krähen herüberschallte. Er hadert mit unserer Schöpfungsordnung. Da er von dem Bibelwort ausging: „Alles, was da lebet sei eure Speise wie das grüne Kraut“, fand er keinen gedeihlichen Schluß; denn eine Krähe ist schlechthin ungenießbar. Sie selbst aber verzehrt alles, was sie überwältigen kann, samt der grünen Saat und dem grünen Kraut und vergreift sich sogar an Tieren, die sie nicht zwingt. Außerdem stört sie mit ihrem Gekrächze den Frieden in der Natur erheblich und hatte Friedrich Klein, der ihren Bestand von Kindesbeinen an, also im Neste verringern wollte, drei Wochen Gefängnis eingetragen.

Erwischt hatte ihn der Landjäger, angezeigt aber der Gutsbesitzer, dem das Krähenwäldchen gehörte und der in diesen Vögeln eine Naturmerkwürdigkeit sah, die er glaubte schützen zu müssen. — — —

Eine wahre Wolke der schwarzen und nebelgrauen Vögel stieg jetzt aus dem Wäldchen auf. Wie die Zigeuner waren sie hinter einem Raubvogel her, der mit gelassener Würde sich ihrem gehässigen Getobe zu entziehen suchte. Klein hielt ihn für verloren, da sah er, daß die Banditen versuchten, ihn bei den Handschwingen zu fassen, um ihn zum Absturz zu bringen. Eins der gemeinen Geschöpfe mochte gepackt haben. Der edle Räuber geriet ins Wanken, stieg aber in demselben Augenblick mit einer unglaublichen Geschwindigkeit hoch, wie es nur Falkenvögel zuwege bringen, kam wie ein Pfeil herabgeschossen und packte einen seiner Widersacher mit scharfen Fängen in den Rücken. Wild schlug das Opfer mit den Flügeln um sich, der graue Räuber hielt fest. Der Lärm des Krähenvolkes steigerte sich ins Ungemessene, der Graue ließ sich nicht beirren. Er landete mit seiner Beute glatt knapp dreißig Schritte vor Klein an einem Steinhaufen und fing seelenruhig an sie aufzureißen.

Es war ein alter Habicht, hellgrau im Gefieder, einer derjenigen, die zu alt sind, um ein Gelege anzufangen, und darum ruhelos das Land durchstreifen. Alle ihre Instinkte sind in Mordlust umgeschlagen.

Friedrich Klein stellte dies mit Vergnügen fest; denn während der Räuber lässig kröpfte, behielt er die tobende Krähenschar, die ihn umschwirrte, fest im Auge. „Na, wenn dit man got geiht“, grinste Klein schadenfroh, und schon erhob sich der Habicht zu seinem eleganten Gleitflug, überrannte eine weitere Krähe, ehe sie wenden konnte, und brauste mit ihr ab.

Noch nie war Klein so zufrieden vom Pflügen heimgekehrt wie heute. Unterwegs traf er auf Naumann, den Gutsbesitzer. „Haben Sie den Habicht gesehen, Klein?“

„Jawohl, dat habe ich getan un mir gefreut, wie er die vermaledeiten Krähen zerrissen hat.“

Naumann hob die Nase und entfernte sich grußlos. Er ärgerte sich um so mehr, als ihm der graue Würger am Morgen einen Hahn umgebracht hatte. „Dem wird noch mal in de Näs' einregnen, wenn er dorbi bleibt“, grinste Klein ihm nach. Daheim im stillen Kämmerlein erhob er den grauen Würger zu einem Boten des Herrgotts, die Krähen erniedrigte er zum Teufelszeug.

Bald war das ganze Dorf in Aufregung geraten. Der graue Stößer schlug hier ein Huhn, dort eine Taube, vergriff sich gar an Enten und jungen Katzen. Am bösesten aber räumte er unter den Krähen auf. Packte ihn der Taumel der Blutgier und war sonst kein Wesen erreichbar, so stürzte er sich auf die Krähen, von denen immer einige zu Hause waren. Überall lagen Federn und Gerippe herum. Kleins Herz jauchzte; er schloß den grauen Würger in sein Abendgebet ein. Naumann schäumte. Auf seinen Wunsch kam eine Gemeindeversamlung zustande, in deren Verlauf die Abwehr- und Fangmaßnahmen besprochen werden sollten. Kleins Reden von der natürlichen Weltordnung hielt man für rückständig. Daraufhin trank er abnorm viel Schnaps, bis er den Mut erlangt hatte, seinen Mitbürgern zu versichern, sie wären Dösköppe, dem Herrn Naumann aber im besondern zu erklären, ihm würde doch noch mal in die Näs' einregnen, und er sei ein weitaus größeres Rindvieh als sein prämiierter Ausstellungsmastochse Jakob. Dies führte zu Kleins zwangsweiser Entfernung. Obwohl nur mittelgroß, etwas O-beinig und zur Rundlichkeit neigend, entwickelte er nun einen Fanatismus, der selbst durch einen Riß im neuen Anzug nicht gebrochen werden konnte. Der tiefere Grund für seine Hartnäckigkeit mochte wohl in den drei Strafwochen liegen. Jedenfalls gab er ihn an, als seine Frau mit dem Besenstiel über ihn herfallen wollte. Auch erinnerte er sie, daß sie damals selber acht Tage für Beamtenbeleidigung und Widerstand gegen die Staatsgewalt hatte brummen müssen. So wurden sich denn die Eheleute einig, zugunsten des fremden Krähenwürgers in einen Abwehrkrieg einzutreten.

Sobald die Leute schliefen, ging Friedrich Klein aus. Er stieg auf Scheunen- und Hausdächer und entfernte dort die Fußeisen, Tellereisen, Drahtschlingen und Fangkörbe, mit denen man den Grauen einzufangen hoffte. Netze und Vogelklappen zerschnitt und zerbrach er. Die brennbaren Geräte opferte er im Krähenwäldchen dem Feuer, die eisernen versenkte er im naheliegenden See. Blaß, elend und übernächtig schaute Klein in die Tage. Nur wenn der Graue wie ein Blitz aus den Wolken fuhr und eine Krähe schlug, erstrahlte sein Gesicht in schier überirdischem Glanze.

Man ging nun dazu über, die Fallen auf unersteiglichen Bäumen anzubringen. Seither hatte Klein ständig zerrissene Hosen. Mochte es an seinen O-Beinen liegen, die gut geeignet waren, die Baumstämme zu umklammern, oder an dem fanatischen Willen, — kurz, die Fallen wurden auch von hier herabgeholt.

Jetzt setzte sich der Landgendarm auf Kleins Fährte. Seine erste Tat war der Entschluß zu einer umfangreichen Haussuchung bei Klein. Sie kam nicht recht zur Ausführung, da die erboste Emilie den Beamten gleich zu Beginn mit einem Topf siedender Erbsen überschüttete. Klein mußte nun seine Hosen alleine flicken, aber er ließ nicht nach. Er verstand sogar Emilie zu trösten, die unter bangen Ahnungen und Zwangsvorstellungen von Gefängnissen und ähnlicher unangenehmen Dingen litt. Und doch hielt er durch.

Aber der Gendarm war mindestens ebenso hartnäckig. Und so wurde auch dieser treue Beamte blaß, übernächtig und elend. Als alles nichts half, opferte auch der bequeme Herr Naumann seine Nachtruhe. Wie ein Buschräuber schlich er mit geladener Schrotspritze umher. Bauern und Knechte schliefen mit dicken Knüppeln im Arm in irgendeiner Ecke neben der aufgestellten Falle. Und so kann man wohl sagen, daß die Sommernächte des Dörfchens recht lebendig waren.

Allein der Stößer fühlte sich wohl. Da man mehr und mehr auf die Hühner und das andere Geflügel achtgab, wandte er sich der Krähenvertilgung mit wahrer Inbrunst zu. Massenflucht der Schwarzröcke setzte ein. Feierliche Stille heiligte den Krähenwald. Klein jauchzte. Aber noch ließ er im Kampfe nicht nach; denn noch waren die Letzten nicht ausgezogen, und noch immer stellten die Bauern Fallen auf.

An einem Morgen, ehe die Sonne über den Horizont schaute, als der erste Krähenschrei schüchtern die hehre Stille unterbrach, stand Klein, abgehetzt von der nächtlichen Arbeit, auf dem Krähenhügel und schaute über den blanken See, in dem sich rosige Wölkchen spiegelten. Da sah er seinen gefiederten Freund. Er führte merkwürdige Flugspiele auf, stieg, beschrieb Kreise und Spiralen, schraubte sich hinauf, schoß blitzschnell herab, um sich dicht vor dem Wasserspiegel wieder einzufangen. Und wieder stieg er so hoch, daß Klein ihn nicht mehr sehen konnte. Als er dann herabkam, fiel er wie ein Stein und verschwand im See.

Klein rieb sich ungläubig die Augen: der Vogel war fort, wirklich fort. Da kehrte der Mann heim. Die hellen Tränen liefen ihm über die Wangen.

Ein paar Tage darauf fand man den Vogel am Ufer. Die Wellen hatten ihn an Land getragen. Da begriff Klein. Der Habicht war zu alt und hatte seinen Todesflug ausgeführt.

Damit war der Krieg aus. Die Bauern hielten ihn zwar noch nicht für beendet und stellten auch weiterhin Fallen auf. Auch die Krähen fürchteten, der graue Würger könnte wiederkommen, und so zogen auch die Letzten aus. Naumann schlich noch längere Zeit mit der Donnerbüchse durch die Nächte. Der Gendarm verebbte nur langsam in seiner amtlichen Verbitterung.

Am Rande des Sees aber, wo der Stößer schläft, steht ein Stein. In diesen hat Klein das Flugbild eines Falken und die Strahlen der aufgehenden Sonne gemeißelt.

Die Schwerkraft treibt das Uhrwerk der Welt.

Das hat vor einem Vierteljahrtausend der große Newton mit seinem berühmten „Gravitationsgesetz“ erwiesen. — Es ist vielleicht wenig bekannt, daß Sir Isaac Newton auch eine gewisse politische Laufbahn gehabt hat. Er hat z. B. im englischen Parlament als Universitätsvertreter gesessen. Dann war er im Finanzministerium Münzwardein und später sogar Münzmeister. Darauf hat er wieder Cambridge parlamentarisch vertreten. Von wissenschaftlichen Arbeiten, die in diesem Zusammenhang nur flüchtig interessieren dürften, seien noch optische Studien über Farben und Spiegelteleskope erwähnt, sowie sein Streit mit Leibnitz, wobei es sich um die Erstlingschaft bei der Erfindung der feinen Differentialrechnung handelte.

Vor allem ist Newton als Begründer der neueren mathematischen Physik und der physischen Astronomie zu feiern, die, unterbaut von Ptolemäus, Coppernicus und Kepler, durch Newton zu einem herrlichen Gebäude geworden sind.

Ptolemäus hatte die Erde in den Mittelpunkt der Welt gesetzt, den sie bei ganz primitiven Völkern noch heute bildet. Dieses kleine und an sich herzlich wenig bedeutende Sternchen ließ also die ganze, unermeßliche Welt um sich wirbeln. Dann mußten eher die Planeten und die Sonne höchst wunderbare Bewegungen ausführen, wenn sie die Bahnen beschreiben wollten, die man bei ihnen beobachtete. Ein nachdenklicher Mann aus alter Zeit hat darum einmal erklärt: wenn ich die Welt erschaffen hätte, so würde ich sie wohl einfacher eingerichtet haben! Daß sich die Fixsterne um die Erde drehten, ließ sich eher verstehen. Wenn sie nur am Himmelsgewölbe solide festgemacht waren.

Jahrhunderte später haben dann Peurbach, Regimontanus, Walter und Coppernicus ernstlich um ein neues Weltbild gerungen. Besonders bei Coppernicus war das ganze Streben darauf gerichtet, die verwickelte Maschinerie des alten Ptolemäus in eine möglichst einfache zu verwandeln. Herder bemerkt von ihm, daß ihm das Gefühl für Symmetrie und Harmonie der Leitstern gewesen sei, der ihn die Gesetze des Weltalls finden ließ. Coppernicus hat selbst gefragt: „Soll das Weltgebäude ein Gebilde sein, wo Wand, Fuß, Auge, Haupt, Herz, alle Glieder zwar einzeln, für sich betrachtet, schön und hold sind — alle zusammen aber ein Ungeheuer, kein Ganzes bilden? Wer zeichnet, welcher Baumeister entwirft so? Und die Schöpfung soll unsere Sonnen und Erden also entworfen haben?“

Nicht weniger als 23 Jahre hat der wackere Forscher eingesetzt, um das ersehnte Weltbild zu finden. Aber um so schöner war der Erfolg seiner Mühen! Jetzt konnte er lehren, daß sich die Erde in 24 Stunden einmal um ihre Achse drehe. Der zweite große Schritt bestand darin, daß er die Sonne feststehen ließ und erklärte, die Erde und ihre planetarischen Kollegen bewegten sich um diese. Um die Erde kreiste nur noch der Mond als getreuer Trabant. Coppernicus' Vorgehen gegen ein System, das viele Jahrhunderte unbedingt gegolten hatte und auch kirchlich anerkannt worden war, bedeutete einen kühnen Vorstoß. Ptolemäus hat um das Jahr 125 unserer Zeitrechnung zu Alexandrien gelebt, und schließlich war es verständlich, daß man die „bewohnte“ Erde als den Schauplatz weltbedeutender Vorgänge auch astronomisch für bevorzugt hielt. Heute gilt das System des Coppernicus überall, wo kultivierte Menschen sind.

Dann hat der große Astronom Kepler seine drei berühmten Gesetze aufgestellt. Nach dem ersten bewegen sich die Planeten in Ellipsen um die Sonne, und diese steht in dem einen der beiden Brennpunkte, die jede Ellipse hat. Bei unserer Erde ist übrigens die Bahn fast völlig kreisförmig, und es verschlägt nichts, wenn man ihr bei Apparaten, die zu Schulzwecken dienen, eine Kreisbahn gibt. Das zweite Gesetz besagt, daß die Planeten sich in Sonnenferne etwas langsamer auf ihrer Bahn bewegen, als in Sonnennähe. Das dritte Gesetz lautet: Die Quadratzahlen der Umlaufszeiten zweiter Planeten verhalten sich wie die Würfelzahlen ihrer mittleren Sonnenabstände.

Was man mit diesem gefährlich aussehenden Gesetz berechnen kann, sei an einem Beispiel mit bequemen Zahlen gezeigt. Die Erde ist von der Sonne rund 150 Millionen Kilometer entfernt, und sie braucht zu ihrem Umlauf natürlich ein Jahr. Suchen wir nun einen Planeten, der viermal so weit von der Sonne entfernt ist. Wir gelangen dabei in den Bereich der äußeren Planetoiden, die sich als kleine Vagabunden zwischen Mars- und Jupiterbahn am Himmel herumtreiben. Ein Planetoid in jener Zone wird dann gerade acht Erdjahre zu einer Rundreise um die Sonne brauchen.

Kepler hat nicht erklärt, warum seine Gesetze gelten müssen. Aber er hat unbedingt Richtiges gesagt, was schon anfangs niemand angreifen konnte. Das Ursächliche der Vorgänge konnte erst Newton mit seinem Gravitationsgesetz ermitteln.

Als Newton eines Jahres wegen einer Pest aus Cambridge aufs Land flüchten mußte, soll er durch einen vom Baum fallenden Apfel auf den Gedanken gekommen sein, ob diese alles anziehende Kraft der Erde nicht auch den Mond in seiner Bahn erhalten könnte. Dies Geschichtchen mit dem Apfel dürfte wohl erfunden sein. Irren wir nicht, so wird eine ähnliche Geschichte von Galilei erzählt, der über seine Fallgesetze grübelte. Wir können uns Newtons Gravitationsgesetz ebenfalls an einem Beispiel klar machen.

Zwei Massen von irgend welchen Größen haben irgend eine Entfernung voneinander, und sie mögen sich mit der Kraft „1“ anziehen. Nun machen wir die eine Masse dreimal so groß. Dann wird die Anziehung ebenfalls dreimal so groß. Darauf wird die zweite Masse auf das zwölffache gebracht, und damit wird die Anziehung auf das sechsunddreißigfache gesteigert. Wird jedoch die Entfernung zwischen den beiden Massen vergrößert, so nimmt die Anziehungskraft rasch ab. In der doppelten Entfernung behält sie nur den vierten, in der dreifachen sogar nur den neunten Teil von „36“. Die Anziehungen wären also dann bezüglich „9“ und „4“. Massenanziehungen finden aber überall im Kosmos statt, und so treibt denn tatsächlich die Schwerkraft nach bestimmten Gesetzen das riesige Uhrwerk der Welt.

Sir Isaac Newton hat seine Augen im Jahre 1727 geschlossen. Führende Aufzeichnungen aus seinen letzten Tagen lassen erkennen, wie bescheiden der große Mann sein Wissen eingeschätzt hat. Das ganze Volk Englands hatte Trauer angelegt; die Größten des Landes trugen das Bahrtuch seines Sarges. Und mit höchsten Ehren wurde Newton zu London in der Westminster-Abtei beigesetzt, wo Albion nur Königen und Edelmenschen einen Platz für die letzte Ruhe gönnt.

Der Meerespolyp von Landskron.

Ein kleines Gegenstück zu Englands „Loch Neß“ glaubte man dieser Tage in Landskron gefunden zu haben. Zwar waren es diesmal nicht vorgeschichtliche Tiere wie das berühmte Loch-Neß-Ungeheuer, sondern nur eine Art Meerespolyp, der in einem Kanal bei Reinigungsarbeiten von einem Gemeindearbeiter gefunden wurde. Während zunächst niemand recht wußte, wie das seltsame Tier zoologisch unterzubringen sei, fand bald ein Sachverständiger heraus, daß es sich um eine Art Meerespolypen handele, der natürlich für unsere heimischen Gewässer etwas geradezu Ungeheuerliches vorstelle. Bald schon wurde der Landskroner Polyp zum Stadtgespräch und man pilgerte in Scharen hinaus, um das Naturphänomen betrachten zu können. Schon glaubten die Gelehrten, Stoff für neue wissenschaftliche Forschungsarbeit zu haben, ergründen zu dürfen „Wie kommt das Meerestier in den Kanal von Landskron?“ — da fand die Geschichte eine ebenso einfache wie erheiternde Lösung. Der Professor einer Landskroner Mittelschule gab nämlich eines Tages zu, daß er selbst das Tier in den Kanal befördert hätte. Es stammte aus dem Lehrmittelzimmer seiner Schule und war schon etwas beschädigt. Um es aus dem Wege zu schaffen, hatte der alte Herr es kurzerhand in den Kanal geworfen. Nun lacht ganz Landskron über den sensationellen „Fund“, der schon beinahe einen Streit der Fachgelehrten hervorgerufen hatte.

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.